Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 203 Bromberg, den 6. September 1933.

Ein Roman aus Haiti von Hans Possendorf:

Damballa ruft!

(7. Fortsetzung. —— (Nachdruck verboten.)

Oliver erinnerte sich sofort dieses Wortes; Mr. Spencer hatte es damals in seiner Debatte mit Trewman gebraucht. Er fragte Diane nach dem Sinn und erfuhr, daß es einen feierlichen Opferdienst bedeute.

„Ihr opfert also wirklich Tiere?" fragte er gespannt.

„Sie werden ja in einer Sekunde und ganz schmerzlos getötet."

„Aber es ist dennoch scheußlich!"

„Weshalb denn? Schlachtet ihr in den Vereinigten Staaten etwa keine Tiere? Ich habe gehört, daß man sie in großen Schlachthäusern so massenhaft hinmordet, daß es eine Schande ist."

„Aber wir schlachten sie doch nur, um sie zu essen."

„Wir essen die Opfertiere ja auch. Weshalb soll es schlecht sein, wenn wir sie vorher der Gottheit weihen?"

Oliver wußte keine Antwort. — Nach einer Weile fragte er: „Diane, sag mir eines: ist es wahr, daß beim Wudukult auch Menschen geopfert werde ?"

Diane schwieg.

„Du, ich will das wissen!" drängte er.

„Ja, es kommt vor. Aber sehr selten und nur schweren Herzens wird es getan. Auch wird keiner gezwungen, sich als Opfer herzugeben. Wenn Damballa sehr erzürnt ist und ein Opfer fordert, dann findet sich schon einer, der freiwillig für die anderen stirbt."

„Ein abscheuliches Verbrechen ist das!" rief Oliver jetzt ganz entrüstet.

„Hat Abraham nicht auch Isaak opfern wollen? Und lobt ihn nicht die Bibel dafür, daß er dem Befehl zu gehorchen bereit war?"

„Er tat es dann aber doch nicht."

„Weil Gott auf das Opfer verzichtete. — Auch Damballa verzichtet oft, — fast immer; denn wir bitten ihn inbrünstig darum. Nur ganz selten nimmt er ein Menschenopfer an."

In diesem Augenblick empfand Oliver etwas wie Abscheu vor Diane, und er fühlte sich versucht, ihr und diesem Lande schleunigst zu entfliehen. Aber dann dachte er wieder: ‚Sie ist ein Kind. Sie wird, wenn sie erst älter und reifer ist, nichts mehr von diesem Irrsinn wissen wollen.'

Während der ganzen drei Tage hatte Diane zu Olivers Verwunderung nie wieder Besorgnis geäußert, daß dieses heimliche Stelldichein im Urwald ihrem Vater oder ihren Brüdern zu Ohren kommen könnte. Sie hatte auch nie davon gesprochen, wie sich nun ihre Beziehungen gestalten sollten, — wo und wie man sich nach der Rückkehr in die Stadt treffen werde.

Doch am Morgen des vierten Tages, beim Abschied, sagte Diane: „Wenn du mit Vater sprichst, dann sei bitte sehr vorsichtig. Er darf von unserem Zusammentreffen hier nichts ahnen. Er wäre furchtbar böse auf mich, und André würde rasend werden, denn es würde als schwere Beleidigung für unsere Familie gelten. Wenn es später doch einmal herauskommt, — wenn wir erst verheiratet sind, dann ist es nicht so schlimm, aber jetzt..."

Oliver Barring starrte Diane ganz verblüfft an: Sie glaubte also, daß er jetzt in Port au Prince schnurstracks zu ihrem Vater gehen und um sie anhalten werde!

Diane sah sein Erstaunen. Doch nicht einen Augenblick kam sie auf den Gedanken, daß ihn die Zumutung einer Heirat so bestürzte. Er hatte ihr immer und immer wieder versichert, wie er sie liebe, und in ihrer Reinheit und Natürlichkeit nahm sie als ganz selbstverständlich an, daß er sie zur Frau wolle. — So deutete sie seine Verblüffung ganz anders und sagte lächelnd:

„Ich weiß schon; bei euch in den Vereinigten Staaten vergewissert man sich zuerst der Liebe des Mädchens, und dann erst geht man zum Vater. Bei uns ist es umgekehrt. Ich kann auch eure Sitte ganz gut begreifen; das habe ich dir doch bewiesen. Aber Papa und meine Brüder würden das nicht verstehen, und wir wollen ihnen doch nicht unnötig wehtun, — nicht wahr?"

8.

Doktor Rosalvo Bobo, Exminister der früheren Regierung des Präsidenten Theodore, hatte die Vorbereitungen für seinen Aufstand nach althergebrachter haitianischer Revolutionstechnik im Norden des Landes begonnen. Auch bei der Aufstellung seiner „Armee" war er nach altem, bewährtem Brauch verfahren: Er hatte sich mit Präsident Sams persönlichen Gegnern, soweit sie vermögend waren, in Verbindung gesetzt, mit ihrer Unterstützung Kapital zusammengebracht und dann ein paar hundert Cacos angeworben — Neger aus den Bergen, halb Bauern, halb Strolche. Diese zerlumpte Bande wurde mit Gewehren, Pistolen und Munition ausgestattet, soweit der Vorrat reichte. Die übrigen mußten sich mit Dolchen, Buschmessern und Sicheln, mit Keulen und Knütteln behelfen. Und mit diesem Gesindel hatte Doktor Bobo zunächst einmal die Stadt Cap Haitien, die zweitgrößte des Landes, besetzt.

Der weitere planmäßige Verlauf einer ordentlichen Revolution pflegte nun dieser zu sein: Die Cacos marschierten mit ihrem Führer in der Richtung Port au Prince ab und trafen nach einigen Tagen auf die ihnen entgegengesandten Regierungstruppen. Nun kam es zur „Schlacht". Man schoß unter fürchterlichem Geschrei einen Teil der Munition in die Luft, während der Führer des Aufstandes bereits irgendwo in voller Deckung mit dem Führer und den Offizieren der Regierungstruppen verhandelte, ihnen gut zuredete, sich zu ergeben, und schöne Pöstchen unter seiner kommenden Regierung versprach. Meist half dieses Zureden: der Befehlshaber der Regierungstruppen schickte Eilboten nach Port au Prince mit der Hiobsbotschaft, daß nach einer blutigen Schlacht alles verloren sei. Darauf marschierten die bisher feindlichen Armeen einträchtig nach der Hauptstadt, um an dem großen Freudenfest für die neue Regierung teilzunehmen. Bis zu ihrer Ankunft hatte der bisherige Präsident genug Zeit, unter Mitnahme der Staatskassen nach Jamaica abzudampfen, um dort als wohlhabender Rentier ein an-

genehmes Dasein zu führen, — entweder bis an sein Lebensende oder bis eine neue Revolution Gelegenheit zur Rückkehr und zu neuen politischen Abenteuern bot.

Einige Präsidenten hatten es allerdings riskiert, diese gute Tradition der Flucht nach Jamaica außer acht zu lassen, und waren in der Hauptstadt geblieben. Sie hatten diese Kühnheit meist mit dem Leben bezahlen müssen. —

Bei der Revolution von Doktor Bobo aber — im Juni und Juli 1915 — wollte das bewährte System mit einmal nicht mehr funktionieren. Alles lief anders, als man es gewohnt war, und die Sache nahm für beide Parteien ein Ende mit Schrecken.

*

Noch ehe Doktor Bobos Caco-Banden den traditionellen Vormarsch gegen Port au Prince antreten konnten, rückte Pierre Escandon mit seinen Truppen schon gegen Cap Haitien vor.

Als diese am Abend, nur noch wenige Kilometer von der Stadt entfernt, ihr Lager aufgeschlagen hatten, kamen Parlamentäre und überbrachten einen Brief für General Escandon. Da er selbst nicht lesen konnte, rief er seinen Sekretär und befahl ihm, den Brief vorzulesen. Er enthielt die übliche Aufforderung, sich zu den Revolutionären zu schlagen, und die üblichen Versprechungen, daß man es an Beweisen der Dankbarkeit dann nicht werde fehlen lassen.

Escandon überlegte eine Weile. Dann sagte er: „Das ist keine Aufforderung zur Übergabe, sondern zu Verrat und Treulosigkeit." Und er gab Befehl, die Parlamentäre sofort abzuschlachten.

Der Befehl wurde augenblicklich ausgeführt. —

Am nächsten Tage — es war der 19. Juni — rückte Pierre Escandon mit seinen Truppen gegen die Stadt vor und warf ohne Schwierigkeiten das Caco-Gesindel hinaus. Dann aber wurde seinem Tatendrang ein schnelles Ende gesetzt: Der französische Kreuzer „Descartes" mischte sich in den Streit. Zum Schutze des Konsulates und der von französischem Kapital gegründeten Bank wurden fünfzig Matrosen an Land gesetzt, und der Kommandant des Schiffes war Spielverderber genug, den Krieg in und um Cap Haitien einfach zu verbieten. Die drohenden Mündungen der schweren Schiffsgeschütze verschafften dem Verbot den nötigen Nachdruck.

Tief verstimmt über diese Wendung und über die Einmischung einer fremden Macht verbrachte Pierre Escandon ein paar unruhige Tage. Dann kam eine Nachricht von Sam: Der Präsident beglückwünschte seinen General zu dem schnellen Erfolg und befahl ihm, sofort nach der Hauptstadt zurückzukehren, wo seine Anwesenheit jetzt nötiger sei.

Pierre Escandon übergab also das Kommando einem seiner Untergenerale und reiste nach Port au Prince ab.

*

Am Nachmittage des 1. Juli traf er in der Hauptstadt ein. Sofort witterte er die unheilschwangere Stimmung um sich her. Als er dann im offenen Wagen zum Präsidentenpalais fuhr, rief man ihm Schimpfworte nach, und ein paar Steine flogen dicht an seiner Nase vorbei. Nun begriff er, weshalb ihn Sam gerufen. Die Glut schwelte hier unter der Asche. Die Flamme des Aufstandes konnte jeden Augenblick emporlodern. —

Escandon wurde sofort beim Präsidenten vorgelassen. Sam, der gerade einen Ministerrat abhielt, begrüßte ihn überaus freundlich und versuchte, eine siegesgewisse Miene aufzusetzen.

„Nehmen Sie nur Platz, lieber General!" rief er. „Sie können gleich an unseren Beratungen teilnehmen. Es handelt sich um vorbeugende Maßnahmen. Auch für Sie habe ich wichtige Aufträge."

Der Präsident faßte noch einmal mit klaren Worten die ganze Lage zusammen: Die revolutionären Streitkräfte seien zwar in Cap Haitien versammelt, und dort müsse man deshalb auch das Gros der Regierungstruppen lassen. Aber auch hier in der Hauptstadt bereite sich eine geheime Revolution vor, die wohl versuchen werde, statt mit offenem Kampf mit plötzlicher Überrumpelung, mit Attentaten und Meuchelmord ihr Ziel zu erreichen. Die Hauptgefahren für Port au Prince lägen nun in der geringen Zahl und geringen Zuverlässigkeit der noch hier befindlichen Truppen und in der Ungewißheit, wer ihm, dem Präsidenten, Freund und wer ihm Feind sei.

Pierre Escandon hatte nur mit halbem Ohr hingehört. Solche Betrachtungen interessierten ihn nicht; nur wo es zu handeln gab, statt zu reden, war er in seinem Element. Sein Blick war durch das Fenster geschweift. Dort drüben lagen die Häuser und Gärten von Turgenau, und er mußte an Diane denken. — Mit Gewalt riß er sich aus diesen fruchtlosen Träumen in die Wirklichkeit zurück und hörte, wie Präsident Sam gerade mit erhobener Stimme fortfuhr:

„Aber ich denke nicht daran, mich einschüchtern zu lassen, wie es so viele meiner Vorgänger getan, die in meinen Augen nichts als Feiglinge waren. Vielmehr werde ich alle Maßnahmen treffen, um meinen Gegnern die Lust und die Kraft zu dummen Streichen zu nehmen." — Er wandte sich an den Platzkommandanten General Charles Oscar Etienne: „Du, lieber Oscar, sorgst sofort für Anwerbung von ein paar hundert Cacos, zur Ergänzung der hiesigen Truppen. Es soll nicht mit Lohn geknausert werden. Die zusammengezogenen Cacos bleiben aber vorläufig außerhalb der Stadt — als Reserve. — Sie, General Escandon, übernehmen das Kommando über die im Palais und um das Palais stationierten Truppen. Sie sind für meine persönliche Sicherheit verantwortlich. Ich weiß, daß ich mein Leben nicht in treuere Hände legen kann. — Und nun die Hauptsache..." Sam entnahm der vor ihm liegenden Mappe eine Liste und legte sie mitten auf den Tisch. „Dies ist eine Liste der Geiseln, die zur Sicherheit festzunehmen sind. Ich bitte die Herren, Einsicht zu nehmen und gut nachzudenken, wie sie noch zu ergänzen wäre."

Das Verzeichnis enthielt etwa hundertfünfzig Namen, die der angesehensten Leute von Port au Prince, ihrer Söhne und sonstigen männlichen Verwandten. Sie zeigte drei Rubriken, und die waren so überschrieben: „Notorische Feinde der Regierung; sofort festzunehmen" — „Der Regierungsfeindlichkeit verdächtige Personen; eventuell später festzunehmen" — „Der Regierungsfeindlichkeit nicht ganz unverdächtige Personen, im äußersten Notfall festzunehmen."

Die Herren beugten sich mit gierigen Blicken über die Liste, um zu sehen, ob auch ihre persönlichen Feinde nicht vergessen seien. Einige warteten sofort mit Ergänzungsvorschlägen auf.

Minister Bonami reichte sie endlich mit einem spöttischen Lächeln an Pierre Escandon. Man beobachtete, wie der General darauf stierte, und feixte einander zu. Man wußte ja, daß er keine Silbe davon entziffern konnte.

Nachdem das Verzeichnis noch vervollständigt worden war, übergab es Sam wieder Pierre Escandon und sagte: „Wollen Sie sich bitte noch heute abend mit der Gefängnisdirektion in Verbindung setzen und dafür sorgen, daß die in der ersten Rubrik verzeichneten Personen noch in dieser Nacht festgenommen und eingeliefert werden." In demselben Augenblick fiel auch ihm ein, daß Escandon nicht lesen könne, und er fügte hinzu: „Die Liste ist allerdings nicht sehr deutlich. Ich gebe Ihnen meinen Sekretär mit, der sie niedergeschrieben hat."

Da geschah etwas Unerwartetes. Pierre Escandon erhob sich zu seiner ganzen Höhe und erklärte mit offenkundigem Ärger: „Verzeihung, Herr Präsident, aber zu solchen Bütteldiensten gebe ich mich nicht her. Ich will bis zum letzten Blutstropfen hier als Soldat meine Pflicht tun. Diesen Auftrag aber lehne ich ab. Geben Sie ihn bitte jemandem, dem so etwas Freude macht." — Er hatte das in der Sprache des Volkes, auf Kreolisch gesagt.

Guillaume Sams dunkles Gesicht färbte sich noch eine Schattierung dunkler; der Zorn trieb ihm das Blut zu Kopfe. Es sah aus, als ob er jetzt wütend auffahren wolle, doch er besann sich: Einen so unerschrockenen Mann wie Escandon mußte er sich als Freund erhalten; er hatte nicht viele von der Sorte. — So brummte er nur: „Dann geben Sie her!" — und riß dem schwarzen General die Liste wieder aus der Hand. —

(Fortsetzung folgt.)

Wie Tiere sich reinigen.

Von Professor Dr. Bastian Schmid-München.

Reinlichkeit ist in der Natur weit verbreitet. Sie gehört zur Lebensführung ungezählter Tierarten. Sichbelecken, Scheuern, Baden, Jagdmachen auf lästiges Ungeziefer gehört zu den alltäglichen Erscheinungen in der Welt unserer Haustiere sowohl wie unserer einheimischen und sonstigen wildlebenden Säuger und Vögel. Mit die größte Sorgfalt auf die Reinigung ihres Körpers verwenden unsere Katzen. Sie putzen sich zu jeder Tages- und Nachtzeit. Ich konnte wiederholt schon in den frühesten Morgenstunden (um 2 oder 3 Uhr) derartige Reinigungen genau verfolgen. Nicht nur, daß mit rauher Zunge das Fell geleckt wird, die Katze führt auch selbst um diese Zeit die eingespeichelte Vorderpfote wie Bürste und Kamm über Kopf und Gesicht. Ähnlich werden die Jungen behandelt, von denen sie auch jede Spur von Ausscheidung (einschließlich Kot) fortnimmt.

Im Gegensatz zur Katze benutzen die Hunde zu Reinigungszwecken ihre Zähne, die sie an allen erreichbaren Stellen als Kamm gebrauchen. Auch wirkt ihre Zunge nicht wie jene der Katze als Striegel, sondern infolge ihrer weicheren und feuchteren Oberfläche als Waschlappen.

Kühe putzen sich sowohl als auch ihre Kälber mit der Zunge. Letztere pflegen sich auch selbst auf solche Weise zu reinigen. Bei derartigen Gelegenheiten nimmt die Zunge ganze Haarbüschel mit fort, die in den Magen gelangen.

Andere Formen der Reinigung sind die Wasser- und Schlammbäder sowie das Scheuern an Pfosten, Brettern und Baumstämmen, wie wir letzteres vor allem bei unseren Schweinen, insonderheit Wildschweinen beobachten können. Denn zum Schwarzwild gehört unbedingt die Suhle, der Kessel. Steigt es aus dem übelriechenden Bad und ist der allmählich den Borsten anhaftende Schlamm trocken geworden, dann wird durch das Scheuern an Baumstämmen nicht zuletzt durch die Juckreize der Schlammpartikelchen eine gründliche Hautreinigung vorgenommen. Auch bei im Stall gehaltenen Hausschweinen kann man beobachten, daß sie mehr auf Reinlichkeit halten als etwa Pferde oder Kühe. Schweine werden ihren Kot immer am gleichen Platz abstoßen.

Mit Vorliebe gehen die großen Huftiere wie Elefanten, Nashörner, Pferde, Büffel usw. in das Wasser. Erstere pflegen sich gründlich zu duschen (Rüssel) und hinterher ein Sandbad zu nehmen. Nashörner fühlen sich in Moräften und Tümpeln so behaglich, daß sie durch Grunzen und sonstige Geräusche ihr sonst so vorsichtiges Verhalten gegen Feinde vollständig vergessen und leicht zu überraschen sind. Für den Büffel werden die Nilüberschwemmungen zu einem Paradiese. Selbst der vor den Wagen gespannte stürzt sich in die Fluten.

Jedes Säugetier und jeder Vogel sieht in gesundem Zustand auf peinliche Hautpflege, auf ein geordnetes Haar- und Federkleid. Vom Vogel wird jede erreichbare Feder sorgfältig durch den Schnabel gezogen und geglättet. Zudem erfolgt eine Bearbeitung des Gefieders auch durch die Zehen. Vögel pflegen im allgemeinen mehr zu baden als die Säugetiere. Da gibt es Wasser-, Sand-, Schnee- und Sonnenbäder mit nachfolgender ausgiebiger Reinigung und Glättung des Gefieders. Abgesehen von unseren Schwimmvögeln baden alle unsere Singvögel, Schwalben, Krähen, Elstern usw. mit größter Vorliebe. Schmilzt die Januar- oder Februarsonne einigen Schnee auf dem Dache, dann sehen wir den Sperling in der Dachrinne sein Bad nehmen. Im Sommer geht er in Regenpfützen. Schwalben baden im Fluge, Amseln ausgiebig in den verschiedenen Wasserbecken des Gartens, Spechte sah ich in den Wasseransammlungen von Wagenspuren (im Walde) untertauchen, Elstern nehmen Bäder, wo es irgendwie Gelegenheit gibt. Daß auch derartige Reinlichkeitsbestrebungen angeboren sind, konnte ich an jungen, von mir im Thermostat ausgebrüteten vier Wildenten beobachten, insofern das zunächst aus dem Ei geschlüpfte Tierchen sehr bald daran ging, das noch naßklebrige Daunengefieder in Ordnung zu bringen, schon innerhalb weniger Stunden ein Bad nahm und auch bereits von der Bürzeldrüse Gebrauch zu machen wußte. Krähen nehmen im Pulverschnee Bäder, Sperlinge Staubbäder, Hühner Sand- und Sonnenbäder. Durch Wälzen in selbstgescharrten Grübchen und eifriges Flügelschlagen bepudern sie sich mit Sand, um dadurch gegen Milben und Hautreizungen ein wirksames Gegenmittel zu erzielen.

Zur Sauberkeit der Vögel gehört fast ausnahmslos die Nestreinlichkeit. Mitunter sitzen die Alten am Nestrand in Bereitschaft, den Kot der Jungen in Empfang zu nehmen, namentlich dann, wenn dieser von einer gallertartigen Schicht umgeben ist und unbequem mit dem Schnabel erfaßt und fortgetragen werden kann. Daß auch diese Art von Reinhaltung des Körpers mitunter angeboren ist, konnte ich an jungen, von mir elternlos aufgezogenen Elstern beobachten. Sie hatten die Gewohnheit, sich von der Mitte ihres flachen Nestes aus an den Rand desselben zu begeben und sich dort ihres Kotes zu entledigen. Als ich ihnen dann ein tieferes Nest machte, scheuten sie nicht den weiten und unbequemen Weg zum Nestrande, um von dort den Kot auszuwerfen. — Die niederen Tiere, allen voran die Gliedertiere wie Insekten, Spinnen, Krebse sind im Vergleich zu den höheren unstreitbar noch vielseitiger für die Schmutzbekämpfung ausgerüstet. Denn hier gibt es zahlreiche und unregelmäßige Oberflächen in Form von verschiedenen Gelenken, Beinen, Fußgliedern, abstehenden Sinnesorganen (Augen und Fühler), die häufig zu reinigen sind. Zu diesem Zwecke stehen ihnen sehr komplizierte Werkzeuge zur Verfügung. Dahin gehören Apparate, die an Zahnbürsten, Zangen, Putzscheren und verschiedene andere Gegenstände und Instrumente erinnern.

Daß man im allgemeinen keine schmutzigen Ameisen, Bienen, Käfer und dergleichen sieht, ist durchaus kein Zufall. Speziell für die staatenbildenden Tiere ist die Reinlichkeit eine der Hauptbedingungen eines gesunden, sanitär einwandfreien und auch sozialen Zusammenlebens. So entspricht es den sanitären Gepflogenheiten der Ameisen, nicht die kleinste Unsauberkeit im Neste aufkommen zu lassen, Abfälle beiseite zu schaffen und die toten Genossen entweder hinauszubefördern oder sie mit Erde zu bedecken, also zu begraben.

Nicht viel anders sind die Gewohnheiten der Bienen. Auch hier wird alles, was Unrat ist, faulen oder modern könnte, einschließlich der toten Kameraden, zum Flugloch hinausgetragen. Bezeichnenderweise beginnt das Leben der jungen Bienen mit dem Zellenputzen. Eben aus der Zelle geschlüpft, ist für das junge Wesen das erste, die verklebten Haare mit seinen Füßen zu ordnen. Dann begibt sich das Bienchen auch schon an das Belecken und Reinigen von solchen Zellen, welche für die Aufnahme eines Eies bestimmt sind.

Bei den Ameisen sodann, wo vor allem ein ausgesprochenes Mitteilungsvermögen durch die Fühler erfolgt, wie denn auch ein gegenseitiges Erkennen an diese gebunden ist (Tastborsten und Geruchsgruben), erweist sich die Reinhaltung dieser wichtigen Organe geradezu als eine Lebensfrage. Verunreinigte Fühler funktionieren nicht mehr, bedrohen den gegenseitigen Verkehr und damit ein soziales Zusammenleben. Deren Reinigung erfolgt durch einen an den Vorderbeinen angebrachten, hier nicht näher zu beschreibenden Putzapparat, der selbst wiederum einer regelrechten Reinigung durch die Mundteile unterzogen werden kann. Außerdem muß der ganze Körper einschließlich des Hinterleibes fein säuberlich geleckt und gereinigt werden, wobei die Tiere oft recht absonderliche Stellungen einnehmen. Der beschmutzten Bauchseite suchen sie durch Herumrutschen im Sande beizukommen. Hingegen beruht die Rückenreinigung auf Gegenseitigkeit, wie man überhaupt sich gegenseitig putzende Tiere oft sehen kann.

Wenn auch in diesem kurzen Überblick nur kleine Ausschnitte aus dem reichen Kapitel „Reinlichkeit der Tiere" gegeben werden konnten, so dürfte in der ganzen Skala, angefangen von dem im Dienste der Reinigung stehenden Protoplasma (Urtierchen) bis herauf zu den höchsten Tieren das gleiche Prinzip gewahrt sein. Reinlichkeit ist auch in der Tierwelt kein Luxus und kein Spiel, vielmehr ist sie tief im Wesen der Selbsterhaltung begründet. Häufig auf einfacher Reflextätigkeit beruhend, sehen wir die Schmutzbekämpfung auch an verschiedene Instinkte, darunter an Pflege- und soziale Instinkte und Gefühle gebunden.

Es regnet in der Sahara.

Eine Sensation in einer Wüstenzone. — Die Sahara-Wetterwarte kündet das Wetter an. — Himmelsschleusen geöffnet.

Die Sahara hat ihre Sensation, eine Sensation von der man noch jahrelang sprechen wird. Wann hätte man je gehört, daß es südwestlich von der Oase Siwa regnete? Richtig regnet, so daß die Sandmassen und die Steinrillen den Wassersegen kaum schlucken konnten und alle tiefen Brunnen aufbrachen? Nun, die Kinder der Sahara sagen, das sei schon 100 oder 200 Jahre her. Die Meteorologen, die schon beim letzten Regenfall fleißig waren, stellten fest, daß genau 46 Jahre seit damals verflossen sind. Immerhin eine lange Zeit. 46 Jahre ohne das lebensweckende Naß, 46 Jahre ohne die Entspannung der sonnendurchfluteten Atmosphäre durch einen kühlenden, erfrischenden Regen.

Dem Regen ging ein Gewitter vorauf. Das Gewitter war schon von der Küste her beobachtet worden. Man hatte es mitsamt den Wolkenmassen in die Wüstenzonen entschwinden sehen. Bis es sich dann gut 200 Meilen von der Oase Siwa entfernt entlud. Wer je in den Tropen einen Gewitterregen mitmachte, der weiß, was das heißt, diese ungeheuren Regenmassen über sich ergehen zu lassen. Wasser, immer mehr Wasser, unabsehbar die Flut, unabschätzbar scheinbar in der Ausdehnung. Bis dann eine Stunde später die Sonne wieder herniederbrennt, wie wenn gar nichts gewesen wäre.

Dieses Gewitter überraschte zwei Karawanen. Die Jungen unter den Führern kannten den Regen ebenso wenig wie die Kamele. Die Tiere taten instinktiv das Einfachste. Sie warfen ihre Lasten ab und rannten und rannten, bis sie das Gewitter überwunden hatten, bis der Schrecken des niedergehenden Wassers hinter ihnen lag. Die Mohammedaner glaubten, soweit sie keinen Regen kannten, an das Ende der Welt und ergaben sich in ihr Schicksal, während die Wasserfluten ihre Ladungen durchweichten. Diese Karawanenführer werden die einzigen sein, die das Gewitter und seine Folgeerscheinungen beklagen und die Schaden davon hatten.

Einen großen Tag hatte die Wetterwarte der Sahara. In dem schon sehr engmaschig gewordenen Netz der Meteorologischen Stationen mit Radioausrüstung dürfte die Sahara-Wetterwarte die interessanteste sein. Sie liegt südlich von Algier im Ahaggar-Gebirge. Das Gebirge steigt bis zu rund 2800 Meter empor. Die Station liegt in einem kleinen Ort, der nur von Tuaregs bewohnt wird, die noch primitiv genug sind, um die Arbeiten der Meteorologen mit größtem Mißtrauen zu betrachten. Auf dieser Station beobachtete man das Fallen des Barometers, wie man es hier noch nicht gesehen hatte. Bis nach Nordeuropa hinauf wußte man diesen sensationellen Barometerstand noch am Abend des gleichen Tages durch das Radio. Aber auch für die Sahara-Station war es eine Sensation, den Niedergang des Gewitters ausgerechnet in einer Gegend zu erleben, die seit 46 Jahren keinen Regen mehr sah. Sonst bestand die Hauptaufgabe der Meteorologen im Ahaggar darin, die großen Sandstürme vorher zu melden, die von der Wüste her zum Meere herüberbrausen. Man mußte sich erst eine Temperatur- und Luftdruck-Kenntnis aneignen, ehe man treffsichere Voraussagen treffen konnte. Unter diesen Umständen ist es zu verstehen, daß der Wolkenbruch bei der Oase Siwa eine Sensation bedeutete.

Für den Wetterbeobachter beweist dieser Regenfall, daß es auf der Erde kaum ein Gebiet gibt, über dem es überhaupt nicht regnet. In der Sahara, in Zentralasien, auch wohl an der Westküste von Peru und Bolivien soll es Zonen geben, wo man jahrelang auf den Regen warten muß. Aber dann kommt er mit Riesenmengen, um alles nachzuholen, was er vorher versäumte. Wenn man aus den Erosionsrillen und den vertrockneten Flußtälern gerade in der Sahara Schlüsse ziehen darf, muß man wohl annehmen, daß die Wüste einst entweder öfters durch Regen gesegnet war als heute oder aber sonst über größeren Wasserreichtum verfügte. Professor Leo Frobenius zog an Hand seiner Funde in Tripolitanien den Schluß, daß wohl eine Oberflächenveränderung, vielleicht eine Hebung oder vielleicht auch eine Äquatorverschiebung der Wüste erst zur Wüste machte. Phantasten meinen sogar, man könnte eines Tages die Sahara wieder bewässern. Bis dahin aber wird es noch einige Zeit haben, bis dann werden die Karawanen gewiß noch oft bei einem Regen, der nach 10 oder 20, oder wie jetzt nach 46 Jahren zum ersten Mal niedergeht, auseinanderlaufen und die Mohammedaner an das jüngste Gericht glauben.

Bunte Chronik

Eine Treppe gestohlen.

Die Bewohner eines kleinen Siedlungshauses in der Nähe der französischen Stadt Orléans erlebten eine nicht geringe Überraschung, als sie morgens ihre Wohnung verlassen wollten und feststellen mußten, daß man ihnen die Treppe gestohlen hatte. Der ganze mittlere Teil der hölzernen Stiege, die vom Erdgeschoß in den ersten Stock hinaufführte, war kunstgerecht abgebrochen worden. Ein paar Splitter vom Geländer und die obersten Stufen am Treppenabsatz waren der traurige Rest. Die Diebe, die sich wahrscheinlich einen großartigen „Witz" leisten wollten, hatten unglaublich leise gearbeitet. Einer der Mieter erinnerte sich, gegen vier Uhr morgens ein verdächtiges Geräusch im Flur gehört zu haben, er hielt es jedoch nicht der Mühe wert, aufzustehen und nachzusehen, zumal danach alles still blieb. Die Feuerwehr wurde alarmiert und mußte die Bewohner des ersten Stockwerks mit Hilfe von Leitern herunterbringen. Die Polizei hat sofort Ermittlungen eingeleitet, und es wird nicht lange dauern, bis man die Urheber dieses üblen Scherzes gefaßt hat.

*

Zwei Schwäne töten einen Schwimmer.

In der Nähe von London nahm ein Student von seinem Ruderboot aus in der Themse ein Bad. Leichtsinnigerweise näherte er sich dabei zwei Schwänen, die ihre Jungen spazieren führten. Die Schwäne glaubten offenbar an einen Angriff des Studenten und gingen ihrerseits gegen den Schwimmer vor, der sich vergebens zu retten suchte. Auch Tauchen und Unterwasserschwimmen half ihm nichts. Die beiden Schwäne verfolgten ihn und setzten ihm mit Schnabelhieben und Flügelschlägen derart zu, daß er das Bewußtsein verlor und unterging, bevor ihm sein Freund, der im Ruderboot auf ihn wartete, zu Hilfe kommen konnte. Erst nach mehreren Stunden konnte seine Leiche geborgen werden.

Lustige Ecke

Was dann?

„. . . Peter hat ja angefangen, Vater!"

„Das ist ganz gleich, mein Junge! In der Bibel steht: „Schlägt dich einer auf deine linke Backe, so biete ihm auch die rechte dar."

„Ja, aber er hat mich doch auf die Nase geschlagen, und ich habe doch bloß eine!"

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.